

Leseprobe aus:

Lisa Jewell

Und doch flüstert leise das Glück



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Prolog

Melody Browne öffnete die Augen und sah den Mond, ein vollkommenes weißes Rund, wie ein Einschussloch im Himmel. Er war sehr hell und schien auf sie herab, als wäre sie der Star in einer Show.

Sie schloss die Augen wieder und lächelte. Um sich herum vernahm sie einen Beifallssturm aus krachendem Holz, abplatzender Farbe, zersplitternden Fensterscheiben und dem Heulen einer Feuerwehrsirene in der Ferne.

»Melody! Melody!« Das war sie. Diese Frau. Ihre Mutter. Noch eine Stimme. Der Mann mit der Glatze. Ihr Vater.

Melody holte Luft. Kehle und Nase fühlten sich an, als wären sie mit Säure getränkt, die rauchgeschwängerte Luft brannte auf dem Weg in ihre Lungen wie Feuer. Es war, als hätte jemand in ihrer Luftröhre ein Streichholz entzündet. Ihr stockte der Atem, und sie wartete einen Herzschlag lang, dass ihr Körper die Luft ausstieß. Doch in diesem winzigen Augenblick, als sie im Mondschein auf dem Straßenpflaster vor ihrem Haus lag, ihr Kopf wie in Watte gepackt, die Eltern neben sich, war ihr, als schwebe sie irgendwo zwischen Dunkelheit und Licht, Schmerz und Behagen, an einem Ort, wo ihr Leben endlich einen Sinn bekam.

Sie lächelten ihr zu, ihre Mutter und ihr Vater, mit rußigen Gesichtern und zerzaustem Haar. Die Mutter strich ihr über den Kopf. »Ach, Gott sei Dank!«, rief sie atemlos. »Gott sei Dank!«

Melody blinzelte sie an und versuchte zu sprechen, doch sie hatte keine Stimme mehr. Das Feuer hatte sie ihr genommen. Sie drehte sich um und sah den Vater an. Auf seinem schmutzigen Gesicht waren Tränenspuren. Er hielt ihre Hände umfasst.

»Versuch nicht, zu sprechen«, sagte er. Seine Stimme war rau und heiser, doch voller Zärtlichkeit. »Wir sind ja da.«

Aus dem Augenwinkel sah Melody den Widerschein des Blaulichts in den zerborstenen Fensterscheiben des Hauses. Mithilfe der Mutter setzte sie sich auf und blickte staunend auf die Szene vor ihren Augen. Ein Haus, ihr Haus, stand lichterloh in Flammen. Zahlreiche Menschen in Morgenmänteln und Schlafanzügen drängten sich in Grüppchen zusammen und starrten auf die Feuersbrunst, als wäre es ein Freudenfeuer am Guy-Fawkes-Tag. Mitten auf der Straße hielten zwei große rote Feuerwehrgagen; Männer mit gelben Helmen rollten dicke Wasserschläuche ab und kamen damit angerannt, und am Himmel stand noch immer der Mond, rund und hell und gleichgültig.

Melody stand auf und spürte, wie ihre Knie zitterten.

»Sie war für eine Weile bewusstlos«, hörte sie ihre Mutter zu jemandem sagen. »Ungefähr fünf Minuten völlig weggetreten.«

Jemand fasste sie am Ellbogen und führte sie behutsam zu einem Krankenwagen mit aufgeblendeten Scheinwerfern. Dort hüllte man sie in eine Decke und verabreichte ihr Sauerstoff durch eine merkwürdig riechende Plastikmaske. Sie konnte die Augen nicht von dem allgemeinen Durcheinander abwenden. Allmählich drang eine Erinnerung durch den Rauch und das Chaos, und es durchzuckte sie wie ein Blitz.

»Mein Bild!«

»Keine Angst, das ist hier«, sagte ihre Mutter. »Clive hat es gerettet.«

»Wo? Wo ist es?«

»Da.« Sie deutete zum Straßenrand.

Dort lag das Bild, gegen die Bordsteinkante gelehnt. Melody starrte es an, das spanische Mädchen mit den riesigen blauen Augen und dem getüpfelten Kleid.

Auf eine rätselhafte Weise rührte es etwas in ihr an. Wie immer, seit sie ein kleines Mädchen war, übte es eine tröstliche Wirkung auf sie aus.

»Passt du darauf auf, damit es nicht gestohlen wird?«, krächzte sie.

Ihre Eltern wechselten einen Blick. Offensichtlich fanden sie es beruhigend, dass sie sich solche Sorgen um ein wertloses Gemälde vom Trödelmarkt machte.

»Wir müssen sie zur Untersuchung ins Krankenhaus bringen«, sagte ein Mann. »Nur zur Sicherheit.«

Die Mutter nickte.

»Ich bleibe hier und passe auf alles auf«, sagte der Vater.

In diesem Augenblick drehten sie sich alle drei wie auf Kommando um, gerade noch rechtzeitig, um zu sehen, wie ihr Heim vor ihren Augen in Schutt und Asche sank.

»Das ist mein Haus«, sagte Melody.

Ihre Eltern nickten.

»Und ihr seid meine Mum und mein Dad.«

Wieder nickten sie, zogen sie an sich und nahmen sie in den Arm.

Dort fühlte Melody sich geborgen. Ihr fiel wieder ein, wie sie noch vor wenigen Minuten im Bett gelegen hatte und ein Paar starke Arme sie hochgehoben und durch das brennende Haus an die frische Luft getragen hatten. Sonst konnte sie sich an nichts mehr erinnern. Ihr Vater hatte ihr das Leben gerettet. Der Mond blickte auf sie herab. Das spanische Mädchen auf dem Bild versicherte ihr, dass alles wieder gut werden würde.

Sie streckte sich auf der frisch bezogenen Liege im Krankewagen aus und sah zu, wie die Türen geschlossen wurden. Der Lärm, die Lichter, das vernichtende Prasseln, alles verstummte, und der Wagen brachte sie ins Krankenhaus.

I

Als Melody Browne neun Jahre und drei Tage alt war, brannte ihr Haus ab und damit auch ihr ganzes Spielzeug, alle Fotos, Kleidungsstücke und alte Weihnachtskarten.

Das Feuer zerstörte jedoch nicht nur ihre gesamte Habe, sondern auch ihr Gedächtnis. Melody Browne konnte sich an kaum etwas vor ihrem neunten Geburtstag erinnern. Ihre frühe Kindheit war im Nebel versunken. Sie hatte nur noch zwei Erinnerungen daran, beide so vage und flüchtig wie Schneegestöber.

In der einen Szene stand sie auf der Rückenlehne eines Sofas und reckte den Hals, um einen Blick aus dem Fenster zu werfen. Das Zweite, an das sie sich erinnerte, war ein Bett in einem schummrigen Zimmer, eine Puderquaste aus cremefarbenen Marabufedern und ein Baby in einem Bettchen. Diese Erinnerungen waren zusammenhanglos, nichts als losgelöste Augenblicke, die einsam und ohne Verbindung miteinander in einem leeren Raum schwebten, der Tausende weitere Augenblicke hätte beherbergen sollen.

Doch im Alter von dreiunddreißig Jahren, als die Vergangenheit nur noch ein verstaubtes Fragment dessen war, was ihr Leben auszumachen schien, stieß ihr etwas Unerwartetes und Außergewöhnliches zu. An einem Juliabend, einem von nur wenigen warmen Abenden in jenem Sommer, machte Melody

Brownes Leben eine Kehrtwende. Danach war nichts mehr wie zuvor.

Eigentlich wäre Melody an jenem Abend, als alles anders wurde, zu Hause gewesen, hätte sie nicht am Nachmittag den dicken Tropfen Sommerregen auf ihrem bloßen Arm gespürt und sich daraufhin entschlossen, mit dem Vierzehner-Bus nach Hause zu fahren, statt zu laufen. Sie hätte den Abend höchstwahrscheinlich auch zu Hause verbracht, wenn sie am Morgen nicht ein Top angezogen hätte, das die Schultern freiließ.

»Sie haben wirklich wunderbare Schultern«, bemerkte ein Mann, während er sich auf dem Sitz neben ihr niederließ. »Seit Sie zugestiegen sind, muss ich sie immerzu anschauen.«

»Wollen Sie mich verarschen?«, war ihre zartfühlende Antwort.

»Nein, im Ernst. Ich bin sozusagen ein Fan von Schultern, und Ihre – die sind einfach unglaublich.«

Verlegen berührte sie ihre Schulter, dann warf sie ihm einen misstrauischen Blick zu. »Sind Sie so was wie ein Fetischist?«

Er lachte lauthals und ließ dabei die drei Amalgamfüllungen in seinen Backenzähnen sehen. »Nein, nicht dass ich wüsste«, sagte er. »Es sei denn, man ist einer, wenn einem Frauen mit hübschen Schultern gefallen.«

Melody sah ihn gespannt an. Sie gefiel ihm also. Sonst gefiel sie niemandem. Niemandem mehr seit 1999, und selbst in dieser Hinsicht war sie sich nicht sicher. Vielleicht hatte sie dem Mann damals auch nur leidgetan.

»Sehe ich wie ein Perverser aus?«, fragte er belustigt.

Sie taxierte ihn, seine Slipper, das hellblaue Hemd, die frisch gewaschenen Haare und die steingraue Hose. Er hätte nicht normaler wirken können.

»Wer sagt, dass ein Perverser auch wie einer aussieht?«, antwortete sie.

»Ich versichere Ihnen, dass ich keiner bin. Ich bin vollkommen normal. Wenn Sie wollen, gebe ich Ihnen die Nummer meiner Exfrau. Sie fand mich so unglaublich normal, dass sie mich für einen Typ mit einem Piercing in der Augenbraue verlassen hat.«

Melody lachte und der Mann ebenfalls. Dann stand er auf und sagte: »Ich muss jetzt aussteigen. Hier ist meine Karte. Rufen Sie mich an, falls Sie Lust haben, mit einem perversen Fetischisten auszugehen.«

Melody nahm die Karte aus seiner sonnengebräunten Hand und starrte einen Augenblick lang darauf.

»Ich werde aber nicht damit rechnen«, fügte er lächelnd hinzu. Dann nahm er seinen Rucksack und trat durch die Türen, die sich mit einem hydraulischen Zischen öffneten, auf den belebten Gehsteig hinaus.

Die Frau, die vor Melody saß, drehte sich auf ihrem Platz um. »Verdammt – wenn Sie den nicht anrufen, tue ich es!«

Sie rief ihn nicht an. Sie wartete eine ganze Woche, bevor sie ihm schließlich eine SMS schickte. Nicht, weil sie es unbedingt wollte – ein Mann war das Letzte, was Melody Browne in ihrem Leben brauchen konnte –, sondern weil alle, ihr Sohn, ihre beste Freundin und die Kolleginnen, sie dazu drängten.

»Hallo«, schrieb sie, »ich bin die Frau, deren Schultern Sie letzte Woche im Vierzehner-Bus so pervers angestarrt haben. Hier ist meine Telefonnummer. Machen Sie damit, was Sie wollen.«

Keine fünf Minuten später kam seine Antwort.

»Danke für die Nummer. Ich weiß nicht so recht, was ich damit anfangen soll. Haben Sie eine Idee?«

Sie seufzte. Er wollte ein kleines Geplänkel.

Aber Melody hatte keine Lust zum Plänkeln. Sie wollte einfach so weiterleben wie bisher.

Kurz angebunden schrieb sie zurück: »Keine Ahnung – mit mir ausgehen?«

Das tat er dann auch.

Und so fing alles an.

2

Heute

Melody Brownes Wohnung lag mitten in Covent Garden in einem Wohnblock aus der viktorianischen Ära, der zwischen Endell Street und Neat Street gequetscht war.

Sie wohnte dort mit Edward James Browne, bei dem es sich nicht um ihren Ehemann, sondern um ihren siebzehnjährigen Sohn handelte. Ihre Wohnung war klein und sonnig, hatte keinen Garten, aber einen Balkon, der auf einen Innenhof hinausging. In Covent Garden zu wohnen war kein reines Vorrecht der Superreichen. Im Stadtbezirk Camden gab es zahlreiche Sozialwohnungen, und Melody hatte das Glück gehabt, eine davon angeboten zu bekommen, als sie mit fünfzehn plötzlich allein-erziehende Mutter war. Seitdem lebten sie und Ed hier miteinander, und die Wohnung schien sich der Zeit und den Wechsel-fällen des Lebens angepasst zu haben. In Schichten und Stapeln hatte sich das Leben darin abgelagert. So besaßen sie noch immer dasselbe Sofa wie vor siebzehn Jahren, es stammte aus einer Spende für minderjährige Mütter. Den Überwurf darauf hatte Melody im Laden einer Wohltätigkeitsorganisation entdeckt, als Ed ungefähr zehn war, und die schicken Kissen hatte sie vor zwei Jahren im Schlussverkauf bei Monsoon erstanden, nachdem sie fünfundsiebzig Pfund in der Lotterie gewonnen hatte.

Als Ed noch ganz klein war, hatte Melody ein paar Topfpflanzen gekauft. In den Neunzigerjahren besaß jedermann Topfpflanzen. Fast alle waren eingegangen, nur eine war noch übrig. Robust und zäh und recht unansehnlich stand sie auf einer angestoßenen Untertasse mit Ringen aus festgebackenem Dreck. Falls Melody einmal umziehen sollte, würde sie die Pflanze wegwerfen, doch diese war so sehr ein Teil der vertrauten Wohnung geworden, dass sie sie gar nicht mehr wahrnahm.

Das Gleiche galt für die Papierstapel unter ihrem Bett, Eds alte Schuhe in der Diele, die ihm nicht mehr passten, seit er fünfzehn war, und das hässliche Bild einer spanischen Tänzerin an der Schlafzimmerwand, das noch aus ihrem Elternhaus stammte.

Melodys Zuhause würde nie einen Preis für Inneneinrichtung gewinnen, aber es war warm und gemütlich und erfüllt von der Gegenwart und dem Geruch seiner Bewohner. Es war ein Schatzkästchen voller Erinnerungen: Fotos, Souvenirs, Ansichtskarten an einer Kork-Pinnwand. In dieser Wohnung waren Melody und ihr Sohn miteinander aufgewachsen, und sie wollte – ob bewusst oder unbewusst – sichergehen, dass auch nicht das winzigste Erinnerungsstück im Müll landete. Alles wollte sie in Reichweite behalten, jeden Besuch von Freunden, jede Schulaufführung, jedes Weihnachtsfest, jede letzte Erinnerung an irgendetwas. Denn Erinnerungen hatten für sie einen noch größeren Wert als das Leben selbst.

Melody machte sich sorgfältig zurecht an jenem Abend, an dem ihr Leben zugleich endete und begann. Das tat sie nur selten, da sie nicht das geringste Interesse an Kleidern hatte. Oft zog sie Kleidungsstücke ihres Sohnes an. Sie ging nirgendwo hin, abgesehen von ihrem Job in der Kantine der Schule, die Ed bis zu seinem Abitur im letzten Monat besucht hatte, und außerdem be-

saß sie nicht genügend Geld, um sich etwas Hübsches zu kaufen. An diesem Tag jedoch war sie in der großen Filiale von Primark in der Oxford Street gewesen und hatte fünfunddreißig hart erarbeitete Pfund ausgegeben, denn am Abend wollte sie mit einem Mann ausgehen. Es war ihre erste richtige Verabredung seit acht Jahren.

Aus ihrem Schmuckkästchen holte Melody eine dicke silberne Kette mit einem birnenförmigen Anhänger aus Jett und Onyx, eines der wenigen Andenken, die ihr von ihrer Mutter geblieben waren. Sie legte sich die Kette um und wandte sich Ed zu, der sie von der Kante ihres Bettes aus beobachtete. Er trug ein weißes Polohemd mit hochgestelltem Kragen und eine silberne Halskette. Sein schwarzes Haar war kurz geschnitten und glänzte von irgendetwas aus der Tube, seine Augen waren dunkelblau, sein Profil klassisch. Er war der bestaussehende Junge der Oberstufe gewesen. Dieser Meinung war nicht nur seine Mutter, sondern auch die Hälfte der Mädchen an seiner Schule. Melody wusste es, da sie sie darüber hatte flüstern hören, wenn sie glaubten, niemand Wichtiges würde es mitbekommen.

Er lächelte und hob anerkennend die Daumen. »Du siehst super aus«, sagte er.

»Danke für die Lüge«, antwortete sie.

»Das ist nicht gelogen, ehrlich nicht. Du siehst wirklich gut aus.«

»Wie auch immer, jedenfalls liebe ich dich dafür.« Sie presste seine Wangen mit den Händen zusammen und gab ihm einen geräuschvollen Schmatz auf den Mund.

»Iiuh, Lipgloss!« Er wischte sich mit den Handrücken den Mund ab.

»Ich wette, wenn es Tiffany Baxters Lipgloss wäre, würde es dich nicht stören.«

»Natürlich nicht«, erwiderte er. »Sie ist siebzehn und sexy. Und außerdem ist sie nicht meine Mutter.«

Sie drehte sich wieder um und musterte sich im Spiegel. Ausgeblichenes rotbraunes Haar, das sich von einer Kurzhaarfrisur zu einem zotteligen Wuschelkopf ausgewachsen hatte. Zähne, die von zwanzig Jahren Rauchen leicht verfärbt waren. Ein schlanker, aber untrainierter Körper. Eine rote, paillettenbesetzte Tunika mit V-Ausschnitt von Primark. Alte Gap-Jeans. Sandalen mit Strasssteinchen, ebenfalls von Primark. Und gelinde Panik in den haselnussbraunen Augen.

»Meinst du nicht, ich sollte Schuhe mit hohen Absätzen anziehen?«, fragte sie, während sie sich auf die Zehenspitzen stellte und sich in dem großen Spiegel begutachtete. »Damit meine Beine länger aussehen.«

Ed verschränkte die Arme und schüttelte den Kopf. »Jetzt sind wir wieder beim Thema ‚die Tochter, die ich nie hatte‘. Ich fürchte, ich bin nun mal nicht schwul.«

Lächelnd streichelte Melody ihm über die Wange.

»Stimmt«, sagte sie, nahm ihre Handtasche und hängte sie sich über die Schulter. »Ich geh dann mal. Im Gefrierschrank ist Pizza und im Kühlschrank noch Brathähnchen von gestern. Achte darauf, dass du es *richtig* durcherhitzt. Und äh ...«

»Und äh, *tschüss*.«

»Ja, tschüss.« Sie lächelte. »Ich schick dir eine SMS, wenn ich auf dem Heimweg bin.«

Ben wartete am Eingang zur U-Bahn-Station Leicester Square auf sie. Er trug ein blaues Hemd und Jeans. Sie stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. *Er war tatsächlich gekommen*. Doch dann sank ihr vor Schreck der Mut. Er war tatsächlich gekommen.

Von der anderen Straßenseite aus musterte sie ihn, bevor seine flinken Augen sie entdeckten. Er wirkte kräftiger, als sie ihn in Erinnerung hatte, größer und maskuliner. Doch sein Gesicht war so sanft, als wäre er neu auf der Welt und noch unberührt vom Leben. Unwillkürlich betastete sie mit den Fingerspitzen ihr eigenes Gesicht und spürte die raue, müde Haut. Sie wusste, dass sie älter aussah, als sie war (genauso alt wie Kate Moss, wie sie sich häufig mit unnötiger Grausamkeit ins Gedächtnis rief), und fand den Gedanken ziemlich abstoßend.

»Sie sehen nett aus«, sagte er und berührte ihren Unterarm, als er sich vorbeugte, um ihr einen Kuss auf die Wange zu geben.

»Danke. Sie aber auch«, antwortete sie. Die ungewohnte Empfindung, dass ein Mann sie berührte, wenn auch nur ganz harmlos am Unterarm, ließ sie erröten und ihren Atem ein wenig schneller gehen.

»Sollen wir etwas trinken?«, fragte er. »Die Show fängt erst in einer halben Stunde an.«

»Ja, gut«, sagte sie.

Sie gingen in einen kleinen Pub in der Cranbourn Street, wo sie ein großes Glas Weißwein für sich und einen Gin Tonic für Ben bestellten.

»Und jetzt einen Toast«, sagte er. »Auf dreiste fremde Männer, schöne Schultern und laue Sommerabende.«

Sie stieß mit ihm an und fragte sich, ob ein normaler Typ wohl so etwas sagen würde. Jedes Mal, wenn sie ihn ansah, fand sie etwas Neues an ihm auszusetzen. Seine Nase war nicht markant genug, sein Kinn zu kantig, er wirkte zu frisch gewaschen, sein Haar zu duftig, und auch seine Schuhe waren zu sauber.

Er wollte sie zu einer Vorstellung von Julius Sardo, dem berühmten Gedankenleser und Hypnotiseur, mitnehmen. Bens Bruder arbeitete in einer Kartenvorverkaufsstelle, und es war

ihm gelungen, ihnen zwei Eintrittskarten zu besorgen, obwohl die Vorstellung ausverkauft war. Ed hatte sie die ganze Woche damit geneckt – »*Schau mir in die Augen, nicht darum herum, direkt in die Augen!*« –, was sie gut verstehen konnte. Jemanden zu hypnotisieren war irgendwie albern und kindisch. So etwas lernte man nur, um bei besser aussehenden Menschen Eindruck zu schinden.

»Haben Sie diese Show schon einmal gesehen?«

»Nicht live, nur im Fernsehen«, antwortete er. »Und Sie?«

»Auch nur im Fernsehen.«

»Haben Sie die Vorstellung gesehen, in der er eine Frau dazu brachte, den Geldtransporter zu überfallen? Und sie war ausge-rechnet Polizistin.«

»Nein.« Melody schüttelte den Kopf. »Die Folge habe ich wohl verpasst.« Sie bemerkte, dass ein Stück Bandage unter sei-ner Manschette hervorsah. »Was haben Sie mit Ihrem Arm ge-macht?«, fragte sie.

Er berührte den Verband. »Mir das Handgelenk verrenkt. Drei Stunden in der Notaufnahme.«

»Oje«, sagte Melody. »Wie ist denn das passiert?«

»Beim Squash.« Er deutete einen schwungvollen Schlag mit dem Schläger an und zuckte ein wenig zusammen. »Ich hab's ein bisschen übertrieben.«

Melody kniff die Augen zusammen. In ihrer Lebenssituation erschien ihr Squash als eine alberne und überflüssige Tätigkeit. »Das wird Ihnen eine Lehre sein«, sagte sie und meinte es nur teilweise scherzhaft.

»Ja, stimmt.« Er lächelte. »Es gibt bestimmt noch eine bessere Möglichkeit, meine angestaute Energie loszuwerden, als wie wild auf einen kleinen Gummiball einzudreschen.«

Ein kurzes, aber bedeutungsvolles Schweigen trat ein. Melody

nahm einen großen Schluck Wein und kämpfte gegen die aufsteigende Panik an. Sie hatte ja von Anfang an gewusst, dass es ein Fehler war. Mit diesem sauberen und weichgespülten Mann hatte sie nicht die geringste Gemeinsamkeit. Seine blitzenden neuen Schuhe zwinkerten ihr zu, als machten sie sich über ihre Dummheit lustig.

»So, Sie arbeiten also an einer Schule«, brach Ben das Schweigen. »Was machen Sie dort – unterrichten?«

Melody verzog das Gesicht. Sie konnte entweder lügen oder ihre Karten gleich auf den Tisch legen und abwarten, wie er darauf reagierte. »Nein«, gab sie unumwunden zu. »Ich bin Küchenhilfe. Mit anderen Worten, die freundliche Frau an der Essensausgabe.«

»Nein! Tatsächlich?« Ben lächelte.

Sie nickte. »Ja, mit Nylonkittel und Haarnetz.«

»Wow, das ist ja unglaublich! Ich wusste gar nicht, dass Küchenhilfen so aussehen können wie Sie. Zu meiner Zeit taten sie das jedenfalls nicht.«

»Doch, wahrscheinlich schon. Aber für Kinder ist jede Frau über zwanzig eine alte Schachtel, und irgendwie sehen wir alle gleich aus – eine einzige Tristesse. Aber was ist mit Ihnen? Sie sind doch... Tut mir leid, ich erinnere mich nicht mehr genau...«

»Ich bin Baukalkulator. Daran brauchen Sie sich nicht zu erinnern. Es ist ziemlich langweilig.«

»Und das gefällt Ihnen?«

»Ja, ich muss es leider gestehen«, antwortete er. »Ich weiß ja nicht, was das über mich aussagt. Vielleicht sollte ich lügen und behaupten, es würde mich zu Tode langweilen, und ich würde am liebsten alles hinschmeißen und... *Rockstar werden.*« Er lachte. »Aber nein, ich mag den Job. Dadurch kann ich meine

Miete bezahlen. Und die halbe Miete meiner Exfrau noch dazu.« Wieder lachte er. »Na ja. Haben Sie schon immer in London gelebt?«

Melody schüttelte den Kopf. »Nein. Ich bin in Kent aufgewachsen. In Canterbury.«

»Und was hat Sie nach London geführt?«

Sie zögerte einen Augenblick lang und fragte sich, ob es jetzt wohl an der Zeit wäre, ihm die Geschichte ihrer vergeudeteten Jugend aufzutischen. Mittlerweile musste er doch gemerkt haben, dass sie wirklich nicht sein Typ war. Melody konnte sich Bens Typ gut vorstellen: Sie hieß wahrscheinlich Isabel und war blond, süß und sportlich. Für Ben war das hier einfach ein kleines Experiment, ein Versuch, sich über die deprimierende Tatsache hinwegzutrusten, dass seine Frau mit diesem gepierchten Typ durchgebrannt war. Eine kleine Trotzreaktion, um es ihr heimzuzahlen (»Und ich bin mit einer *Küchenhilfe* ausgegangen. So!«). Ich habe überhaupt nichts zu verlieren, dachte Melody. Da konnte sie auch die ganze traurige Geschichte vor ihm ausbreiten und dabei ruhig dick auftragen.

»Mit fünfzehn bin ich von zu Hause abgehauen«, sagte sie trocken. »Ich habe mich von Drogen und Alkohol verlocken lassen und von einem irischen Herumtreiber namens Tiff. Dann wurde ich schwanger. Tiff ließ mich sitzen, und meine Eltern wollten nichts mehr von mir wissen. Na ja, sie hätten sich schon um mich gekümmert, wenn ich wieder nach Hause gekommen wäre und eine Abtreibung hätte machen lassen. Aber das wollte ich eben nicht, und das war's dann. Ich wurde auf eine Dringlichkeitsliste gesetzt, wohnte eine Weile in einem Wohnheim und bekam eine Wohnung zugewiesen, als ich im neunten Monat war.«

Ben starrte sie einen Augenblick lang an.